

Leseprobe aus:

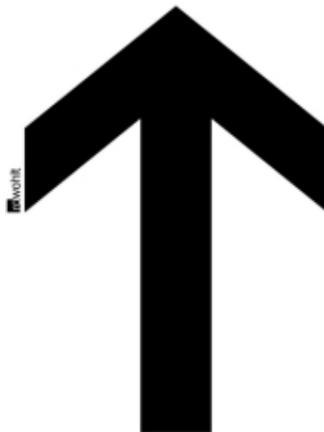
Dieter E. Zimmer

Ist Intelligenz erblich?

DIETER E. ZIMMER

**IST
INTELLIGENZ
ERBLICH?**

EINE KLARSTELLUNG



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

INHALT

1	Warum dieses Buch	7
2	Ein Eklat	14
3	Der gedoppelte Mensch	29
4	Die Messung des Unermesslichen	55
5	Eine Pyramide aus Faktoren	79
6	Das g-Hirn	101
7	Was das ist: Erblichkeit	113
8	Das Altern der Intelligenz	131
9	Der verbleibende Spielraum	146
10	Deine Umwelt, unsere Umwelt	168
11	Der Flynn-Effekt	175
12	Heikel, heikler, am heikelsten	185
13	Länder-IQs und PISA	206
14	Immer höher hinaus	229
15	Fazit	249
	Annex 1	Komplikationen 257
	Annex 2	Korrelationen und Konsorten 269
	Anmerkungen	279
	Literatur	291
	Register	310

KAPITEL 1

WARUM DIESES BUCH

Dieses Buch hat einen Anlass, den ich bedauere. Anfang September 2010, auf dem Höhepunkt der medial-politischen Empörung über «das Sarrazin-Buch», wurde der SPD dringend angeraten, endlich den Autor hinauszuerwerfen, der ihr seit 36 Jahren angehörte. Diese wollte sich ohnehin schon lange von Thilo Sarrazin trennen, brauchte aber einen stichhaltigeren Grund als bei früheren Versuchen. Jetzt fand sie ihn, aber wohlweislich nicht unter seinen Ansichten zu den bevölkerungspolitischen Konsequenzen der Einwanderungspolitik, die die Empörung ausgelöst hatten, sondern auf einem bequemerem Nebenschauplatz.

Generalsekretärin Andrea Nahles gab in einem Brief an die Parteibasis die Linie vor: «Thilo Sarrazin ... hat mit seinen Äußerungen zu genetischen Identitäten von Völkern, Ethnien oder Religionsgemeinschaften eine Grenze überschritten und sich außerhalb der Partei- und Wertegemeinschaft der SPD gestellt. Deshalb hat der SPD-Parteivorstand einstimmig beschlossen, ein Parteiordnungsverfahren mit dem Ziel eines Ausschlusses aus der SPD einzuleiten ... Als Sozialdemokraten sagen wir klar: Das Leben ist offen. Die Entwicklung oder Charaktereigenschaften eines Menschen oder einer Gruppe von Menschen sind nicht durch ein bestimmtes Erbgut vorgezeich-

net.» Zwei Tage später sekundierte ihr der Parteivorsitzende: «Thilo Sarrazin hat in der Öffentlichkeit so getan», sagte Sigmund Gabriel, «als würde sich Intelligenz und Dummheit und Fleiß und Leistungsverhalten genetisch vererben, und wer das sagt ..., der ist natürlich ganz nah an den ganzen Rassentheorien, die in den letzten hundert Jahren viel Verderben produziert haben ... Damit verstößt er gegen elementare Wertvorstellungen der Sozialdemokraten. Ich glaube übrigens, auch gegen elementare Wertvorstellungen unserer Verfassung.» Es war mehr als eine momentane Einschätzung der Parteispitze. «Möchtegern-Darwin», «genetischer Unsinn», «biologistisches Geschwätz», «Sozialdarwinismus», so tönte es monatelang aus der SPD, hastige Etikettierungen, die ganz auf die Automatik eines allgemeinen Abscheus setzten.

Dies also schien die Meinung der SPD-Spitze zu sein: Weder Intelligenz noch irgendeine Charaktereigenschaft sind genetisch vorgezeichnet, Biologie spielt im Leben des Menschen keine Rolle. Wer etwas anderes glaubt, verstößt gegen die elementaren Wertvorstellungen der Sozialdemokratie, ist ein Biologist, ein Rassist, fast ein Nazi und eigentlich ein Fall für den Verfassungsschutz ...

Nun habe ich mich als Wissenschaftspublizist zwischen 1974 und 1998 in einer ganzen Reihe von Artikeln, vor allem in der «Zeit», und in einigen Büchern mit der allzeit brisanten Frage der Erbllichkeit des IQ befasst.¹ Ich war 1974, zunächst widerstrebend, zu dem Schluss gekommen, dass jene, die damals «Nativisten» genannt wurden, die Anhänger der Lehre von den angeborenen kognitiven Fähigkeiten, recht haben könnten – dass der IQ tatsächlich in erheblichem Maß erblich ist, genauer: dass die individuellen Unterschiede in der gemessenen Intelligenz eine erhebliche Erbllichkeit aufweisen, so erheblich, dass sie sich auch bei den damals in Amerika propagierten Förderprogrammen

zur Erhöhung der Intelligenz lernschwacher Kinder nicht ungestraft ignorieren ließ. Die wissenschaftliche Basis dieses Schlusses erhärtete sich in dem Vierteljahrhundert immer mehr, bis ich meinte, die Kontroverse sei inzwischen glücklich zur Ruhe gekommen und die Sache ein für alle Mal erledigt. Auch im neuen Millennium begegnete mir kein wissenschaftlicher Befund, der jenen Schluss wieder in Frage gestellt hätte. Weiter erforscht werden nur noch die Feinheiten am Rande. In der ganzen Psychologie ist kaum eine Frage so gründlich geklärt worden wie diese, und seit Mitte der 1990er Jahre hätte das jedermann wissen können – da wurde es Lehrbuchstoff. An der Spitze der SPD aber nahm das offenbar niemand zur Kenntnis.

Man muss nicht lange rätseln, warum die Partei den Stand der Dinge verschlafen hatte: weil die Medien, zumal in Deutschland, sich keine Mühe gemacht haben, untendenziös über jenen Forschungszweig zu berichten, der heute Verhaltensgenetik heißt. Niemand setzt sich gern einem Vorwurf wie dem des «Biologismus» aus, am allerwenigsten in Deutschland, wo «Biologie» einmal der Deckname für die Rechtfertigung eines mörderischen Rassenwahns war. Wenn sich das Thema nicht ganz vermeiden ließ, driftete die Berichterstattung wie von selbst auf die Seite der Biologieverächter. Ein gutes Beispiel für die anhaltende Voreingenommenheit fand sich genau in jener ersten Septemberwoche 2010 im «Spiegel», und es ist ganz instruktiv, es etwas näher ins Auge zu fassen.

Der Wissenschaftsredakteur Jörg Blech schreibt da in einem dreiseitigen Artikel, die Forscher hätten «den Einfluss der Erbanlagen auf Intelligenzunterschiede in den vergangenen Jahren nach unten korrigiert ... Auch die moderne Genforschung hat inzwischen ergeben, dass es eine biologische Wurzel der Schlauheit, bestehend aus einem oder einigen wenigen «Intelligenz-Genen», mitnichten gibt.» Der erste Satz war rundheraus

falsch. Die Erbllichkeitsschätzungen beim IQ schwankten über die Jahrzehnte hin zwischen 40 und 85 Prozent (der Leser wird erfahren, warum sie es taten); Anfang der 1980er Jahre schienen sie sich bei 50 bis 60 Prozent einzupendeln; seit Mitte der 1990er Jahre lauteten die Zahlen: 40 bis 45 Prozent für Kinder und 65 bis 75 Prozent für Erwachsene (Näheres zur Altersabhängigkeit in Kapitel 8); neueste Studien aus Belgien, England und Russland melden sogar 82 bis 86 Prozent². Die Zahlen wurden also nicht nach unten, sondern nach oben korrigiert. Den zweiten Satz rettet nur eine kleine stilistische Finesse, über die man leicht hinwegliest. Die «biologische Wurzel der Schläuheit», wenn man es denn so sagen will, ist tatsächlich nicht das Werk von «einem oder einigen wenigen Genen» – das hat auch niemand behauptet, sonst gäbe es nämlich gar keine Erbllichkeitsschätzung. Aber eine biologische Wurzel gibt es sehr wohl, und zwar als das Werk unbekannt vieler Gene. Das ist keine Neuigkeit, sondern in Fachkreisen seit Jahrzehnten eine Selbstverständlichkeit, es stand in *Science* und *Nature*, die jeder Naturwissenschaftler auf der Welt kennt, man könnte es sogar in der Wikipedia nachlesen.

Blechs Kronzeuge war der amerikanische Psychologe Richard E. Nisbett. Im Wesentlichen war der ganze Artikel ein Resümee von dessen 2009 erschienenem Buch *Intelligence and How to Get It*. Es suchte das Gewicht der Gene durchweg herunterzuspielen. Dass der IQ von den individuellen genetischen Anlagen mitbestimmt wird, bezweifelte aber auch Nisbett nicht. Sein Argument lautete vielmehr, dass bestimmte Fördermaßnahmen den Intelligenzquotienten stärker günstig beeinflussen können als allgemein angenommen; und dass sich der faktische Abstand zwischen Schwarz und Weiß vollständig ohne Berufung auf die Gene erklären lasse. Unter anderem stützte sich Nisbett auf eine in der Tat eindrucksvolle Studie von Eric

Turkheimer, die aufgezeigt hatte, dass bei Kindern aus der Unterschicht Umwelteinflüssen ein größeres Gewicht für den IQ zukommt als bei Kindern der Mittel- und Oberschicht, während umgekehrt das Gewicht der Gene mit dem Sozialstatus steigt.³ Es war ein interessanter Befund, der jedoch die Erbtheorie nicht aus den Angeln hob. Turkheimer selber meinte denn auch keineswegs, die Gene zur Bagatelle gemacht zu haben, im Gegenteil: «Natur oder Kultur – die Debatte ist zu Ende. Herausgekommen ist, dass alles erblich ist, ein Ergebnis, das für beide Seiten der Debatte überraschend kam. Irving Gottesman und ich haben 1991 vorgeschlagen, den universalen Einfluss der Gene auf das Verhalten zum obersten Gesetz der Verhaltensgenetik zu ernennen, und wenn es auch gewagt von mir ist, Gesetze mit einem Namen zu versehen, die ich leider nicht selber entdeckt habe, lohnt es sich doch, die nahezu einhelligen Ergebnisse der Verhaltensgenetik förmlich festzuhalten. *Erstes Gesetz.* Sämtliche menschlichen Verhaltensmerkmale sind erblich. *Zweites Gesetz.* Das Heranwachsen in der gleichen Familie hat einen geringeren Effekt als die Gene. *Drittes Gesetz.* Ein substantieller Teil der Unterschiede bei komplexen menschlichen Verhaltensmerkmalen lässt sich weder auf die Effekte der Gene noch die der Familien zurückführen.»

Es ist schwer zu sagen, wie das Gros der Zeitgenossen zu der Frage steht.⁴ Vermutlich gehen die meisten für sich privat ganz selbstverständlich davon aus, dass die Menschen in vielerlei Hinsicht von Geburt an verschieden begabt sind. Aber da sie auch wissen, wohin der Wind der veröffentlichten Meinung bläst, und da ihnen ihre eigene wahrscheinlich überdurchschnittliche Intelligenz ein schlechtes soziales Gewissen macht, ist ihnen die These, Intelligenz und andere Wesenszüge seien zu einem erheblichen Teil erbbedingt, unheimlich und unsympathisch. Der Artikel im «Spiegel» war nicht der einzige seiner

Art, und jedes Mal werden einige hunderttausend Leser aufgetmet haben: Es war also alles nur ein Märchen, und die Wissenschaft widerruft es jetzt glücklicherweise selbst.

Schiefe Darstellungen wie in jenem Artikel bestimmen seit Jahrzehnten die öffentliche Meinung. Sie ist tendenziös, und die SPD-Spitze teilt diese Tendenz sozusagen aus dem Stegreif, weil sie ihr gelegen kommt. Auf Dauer aber werden die unvereinbaren Fakten ein unwissenschaftliches Menschenbild korrigieren.

Dieses Buch fängt sozusagen noch einmal bei null an. Es informiert ohne Ranken- und Schnörkelwerk, wie und warum die zuständigen Disziplinen der Wissenschaft nicht umhingekommen sind, die individuellen IQ-Unterschiede für substanzuell erblich zu halten, und es erörtert ansatzweise, wie ein solcher Befund zu verstehen ist und was aus ihm folgt. Es behandelt nicht die Erbllichkeit der sogenannten Persönlichkeitseigenschaften, sondern nur die Intelligenzforschung, und zwar nur einen kleinen Ausschnitt aus ihr, zieht eine Schneise durch die inzwischen unübersehbare Fachliteratur, immer am Mainstream entlang und ohne Abstecher zu vielleicht interessanten, aber ohne Gefolgschaft gebliebenen Außenseitermeinungen, und gibt damit leider auch keinen Eindruck von der Lebendigkeit dieser Forschungsszene. Auch verkürzt und pointiert es oft in einer Weise, die sich kein Wissenschaftler herausnehmen würde. Es gehört also zu jenen Büchern, die in Amerika «semi-populär» genannt werden und darauf setzen, dass es Leser gibt, die auch die unverkleidete Wissenschaft für unterhaltsam halten. Es enthält keine erfundenen Fallgeschichten, dazu bestimmt, den Leser bei sich selbst «abzuholen». Es vereinfacht nicht so stark, dass man vor lauter Vereinfachung nicht mehr erkennen kann, worin eigentlich das Problem bestand. Es bietet keine patenten Rezepte zur Intelligenzsteigerung. Es verficht

keine originelle neue Intelligenztheorie. Es möchte nur das Thema so behandeln, dass alle, die verstehen wollen, auch verstehen können, selbst wenn Mathematik und Graeco-Latein nicht ihre Stärken sind.

Allerdings, ohne einige der (statistischen) Grundbegriffe der Verhaltensgenetik kommt es nicht aus. Im Text sind sie dort, wo sie zum ersten Mal auftauchen, mit ein paar Worten definiert; in Annex 2 finden sich kurze zusammenhängende Erläuterungen. Wer nicht weiß und nicht wissen will, was eine Korrelation ist, was Varianz, Normalverteilung und Standardabweichung bedeuten, sollte gar nicht weiterlesen, sich dann aber fairerweise auch aus der Diskussion heraushalten.

Ideologische Ambitionen verfolgt das Buch nicht. Ich selber halte mich für einen Naturalisten. Wenn jemand seinen Inhalt für «reduktionistisch», «mechanistisch», «darwinistisch», «sozialdarwinistisch», «positivistisch» und so weiter halten möchte, bitte sehr. Aber «biologistisch»? «Biologisch» wäre das Wort. Jemand, der die Welt durch die Brille der Soziologie zu sehen beliebt, muss sich von niemandem «Soziologist» schimpfen lassen. Und «rassistisch»? Das Wort sollte strikt für jene reserviert sein, die einzelne Ethnien in Wort oder Tat geringschätzen, verunglimpfen und diskriminieren. Wenn schon die Konstatierung von ethnischen Differenzen «Rassismus» sein soll, verlöre das Wort seinen Sinn, denn dann wäre letztlich jedermann ein Rassist.

Jedenfalls ist der Inhalt des Buchs kein beliebiges Narrativ, wie es die Partei der Kulturisten gern auch hinter naturwissenschaftlichen Erkenntnissen vermutet. Es ist gesättigt mit empirischem Wissen. Nach heutigem menschlichem Ermessen handelt es sich also um Fakten. Missliebige Fakten aber lassen sich nicht durch eine Fatwa aus der Welt schaffen. Wer sich ihrer entledigen will, hätte sie zu widerlegen.

KAPITEL 2

EIN EKLAT

Es war keine Debatte, es war keine Kontroverse, was 1969 in Amerika losbrach, es war ein Eklat. Der Anlass war unscheinbar: ein trockener wissenschaftlicher Aufsatz voller Zahlen, Formeln und Tabellen, geschrieben von einem angesehenen, denkbar unpolemischen, unpolitischen Erziehungspsychologen der Universität von Kalifornien (Berkeley), Arthur Jensen, veröffentlicht in der vornehm-reservierten *Harvard Educational Review*.¹ Allerdings, stellte er schon im Titel eine Frage, die vielen Pädagogen und Psychologen auf den Nägeln brannte, nachdem jahrelang viel Mühe, Optimismus und Geld für Förderprogramme aufgewendet worden war, die die kognitiven Leistungen amerikanischer Schüler verbessern sollten: «Wie stark lassen sich IQ und Schulleistung steigern?» Er gab auch gleich eine Antwort: So gut wie gar nicht, denn Unterschiede im IQ, dem Intelligenzquotienten, seien zu einem Großteil erblich, und pädagogische Maßnahmen könnten gegen einen niedrigen IQ nur wenig ausrichten.

Jensen hatte diese Antwort nicht aus der Luft gegriffen, und eigentlich hätte sie niemanden überraschen sollen. Zwei Jahre vorher war die Bürgerrechtskommission der USA zu dem vernichtenden Schluss gekommen: «Die Analyse der Kommission behauptet nicht, dass kompensatorische Fördermaßnahmen

prinzipiell untauglich seien, die Auswirkungen der Armut auf die Schulleistungen bei einzelnen Kindern aufzuheben ... Es ist jedoch eine Tatsache, dass keins der untersuchten Programme die Schulleistungen insgesamt nennenswert erhöht hat.» Und dass die Erbllichkeit des IQ 80 bis 85 Prozent betrage, war schon seit einigen Auflagen in der *Encyclopædia Britannica* nachzulesen gewesen und hatte dort niemanden aufgeregt. («Erblichkeit» ist ein technischer Ausdruck der Verhaltensgenetik, der angibt, in welchem Maß die bei einem bestimmten Merkmal gemessenen individuellen Unterschiede auf Unterschiede im Erbgut zurückgehen; Näheres dazu in Kapitel 7.) Eigentlich sagte Jensens Aufsatz also nichts Neues.

Indem er die beiden Befunde kombinierte, traf Jensen jedoch einen neuralgischen Punkt. In den Jahrzehnten zuvor hatte sich in Amerika der Behaviorismus zur dominierenden psychologisch-pädagogischen Theorie oder besser Ideologie ausgewachsen. Er interessierte sich fast ausschließlich für das Lernen und seine Gesetze. Dass der Mensch nicht alles lernen kann und nicht alles gleich gut, interessierte ihn wenig; dass er einiges schon von Natur aus mitbringt und nicht erst lernen muss, vergaß, verdrängte und verleugnete er. Der Mensch, das Wesen mit dem anfangs leeren, aber unbegrenzt plastischen Gehirn, einer immerhin von Natur aus lernwilligen *Tabula rasa*, das durch seine Erziehung, seine Lebenserfahrungen lernt und geformt wird – dieses Credo hatte der Begründer des Behaviorismus, James B. Watson, in seiner berühmten und aus heutiger Sicht lächerlich großsprecherischen Herausforderung ausgedrückt: «Man gebe mir ein Dutzend gesunder, wohlgestalter Kleinkinder und meine eigene spezielle Welt, in der ich sie aufwachsen lasse, und ich garantiere, dass ich aufs Geratewohl jedes beliebige von ihnen zu jeder Art von Spezialist erziehen kann – Arzt, Anwalt, Künstler, Kaufmann und Dieb und,

ja, auch Bettler und Dieb, ungeachtet seiner Talente, Neigungen, Vorlieben, Fähigkeiten, Berufsinteressen und der Rasse seiner Vorfahren.»²

Es war die hochgemute, bisweilen militante Doktrin von der Allmacht der Erziehung («Jeder kann alles lernen!»), und ihr notwendiges Korrelat war das Vertrauen, dass die Menschen von Natur aus gleich seien oder sich die Erziehung jedenfalls über etwaige Ungleichheiten hinwegsetzen könne. Oder wie es der britische Pädagoge Brian Simon unter Berufung auf Marx und Engels ausdrückte: «Der Mensch erschafft sich buchstäblich selbst. Er hat sich selbst erschaffen, indem er aktiv seine Lebensumstände verändert hat – durch gesellschaftliche Arbeit. Das unterscheidet den Menschen von der Welt der Tiere, und daraus folgt, dass für die Herausbildung des Menschen andere Gesetze als die rein biologischen gelten ... Es ist darum klar, dass nicht die Vererbung der Schlüssel zur menschlichen Entwicklung ist, sondern die *Erziehung*.»³

Kurz, man war bei einigen der letzten Fragen und damit in den Sphären des Glaubens angelangt: Wie gleich können und sollen die Menschen sein? Was ist Gerechtigkeit? Irgendwie hatte sich die alte Überzeugung, dass es auf beides ankomme, Erbe und Umwelt, in den 1960er Jahren verflüchtigt. Wie eines der wenigen fairen Bücher über die damalige IQ-Kontroverse feststellte: «Die neue Welle der frühen 60er Jahre brachte nicht nur eine Betonung der Umwelt. Irgendwo entlang des Weges gerieten genetische Faktoren in Vergessenheit. Der lange bestehende psychologische Konsens, dass Gene eine große Rolle bei den individuellen Intelligenzunterschieden spielen, war zusammengebrochen. Niemand schien rundheraus abzustreiten, dass sie für die Intelligenz von Bedeutung sind, doch um das Thema entstand geradezu eine Verschwörung des Schweigens, als Psychologen und Pädagogen zu dankbaren Empfängern der staat-

lichen Dollarmillionen wurden, die dazu bestimmt waren, den IQ der Unterprivilegierten anzuheben.»⁴

Jensens Aufsatz traf die Verfechter der Allmacht der Erziehung tief. Er rechnete ihnen vor, dass die mit so viel Idealismus und öffentlichen Geldern unternommenen Förderanstrengungen der vorangegangenen Jahre nichts gefruchtet hatten, dass die Erziehung keineswegs so allmächtig war wie geglaubt. Das schmerzte. Plötzlich befand man sich mitten in der seit Jahrzehnten schwelenden Kontroverse *Nature vs. Nurture* (die elegante Formel stammt von Shakespeare und wurde von Sir Francis Galton in ihrem modernen Sinn aufgenommen) – Erbe gegen Umwelt, Natur gegen Kultur, Gene gegen Erziehung, Nativisten gegen Kulturdeterministen.

Von Anfang an war es eine asymmetrische Kontroverse. Die Nativisten hielten es immer für selbstverständlich, dass der Mensch das Produkt von beidem sei, Erbe und Umwelt, und wollten nur das relative Gewicht beider Faktoren ausloten; die Kulturdeterministen dagegen hielten in der Regel jede Berücksichtigung der Gene für verfehlt, überflüssig und politisch gefährlich. Daran hat sich bis heute wenig geändert.

Trotzdem hätte sich die Aufregung über Jensens Aufsatz wahrscheinlich in Grenzen gehalten, hätte er nicht auch noch ein zweites Thema in sein Resümee einbezogen: Gruppenunterschiede im IQ, genauer: den durchschnittlich niedrigeren IQ der afroamerikanischen Bevölkerung. Dass er ein Faktum war, muss zumindest den Testexperten seit langem bekannt gewesen sein; wenige Jahre zuvor hatten mehrere Metaanalysen, unter anderen ein dickes, berüchtigtes Buch der Psychologieprofessorin Audrey M. Shuey⁵, alles auffindbare Material (200 Studien) gesichtet und waren zu dem Schluss gekommen, dass der Durchschnitts-IQ der Schwarzen von 1910 bis in die 1960er Jahre unverändert 15 Punkte niedriger lag als der der nicht-

schwarzen Bevölkerung. Ein gleichzeitiger Bericht des amerikanischen Erziehungsministeriums hatte das bestätigt.⁶ Neue Erkenntnisse, die dazu genötigt hätten, das Thema wieder auf den Tisch zu bringen, gab es jedoch nicht.

Aber selbst die abermalige Feststellung des Bekannten wäre vielleicht noch hingenommen worden, obwohl sie auf dem Höhepunkt der schwarzen Bürgerrechtskämpfe (1968 war Martin Luther King ermordet worden) politisch eine Unklugheit sondergleichen war. Was die Sache jedoch zur Explosion brachte, war Jensens Vermutung, jener schwarze IQ-Rückstand könne außer sozialen auch genetische Gründe haben: «Meines Wissens bezweifelt niemand die Rolle, die Umweltfaktoren, eingeschlossen solche aus der Geschichte, bei der Bestimmung zumindest eines Teils der Unterschiede zwischen rassischen Gruppen spielen [in Amerika damals wie heute der normale Begriff für ›ethnische Gruppen‹] ... Angesichts der Tatsache aber, dass individuelle Intelligenzunterschiede eine beträchtliche genetische Komponente haben, ist die Vermutung nicht unvernünftig, dass diese auch zu dem Bild [der Gruppendifferenzen] beiträgt.»⁷

Es war nur eine Mutmaßung, ein Verdacht – eine nicht weiter untermauerte Hypothese, die bis heute nicht bewiesen wurde (aber auch nicht widerlegt) und die möglicherweise prinzipiell unbeweisbar ist. Aber mit ihr schien für viele der ganze Fall klar: Jensen musste nicht nur ein «Biologist» sein, was schon schlimm genug war, sondern auch ein «Rassist» und somit quasi ein «Nazi». Er hatte mit ihr die Verhaltensgenetik, vom herrschenden Kulturdeterminismus sowieso schon lange ignoriert oder misstrauisch beäugt, vollends in Verruf gebracht. Offen pflichteten Jensen nur wenige Kollegen bei, vor allem Richard B. Herrnstein in Harvard und Hans Jürgen Eysenck in London. Herrnstein war derjenige, der die Debatte ins Soziale